

Bezugs-Preis
In Halle und Umgebungen 2,50 M.
durch die Post gegen 3 M.
Beitrag...

Halle'sche Zeitung.

Anzeige-Gebühren
Für die häufigste Zahl...
Beitrag...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition
Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Dienstag 23. Juni 1896.

Seitener Bureau:
Halle a. S., Bernburgerstraße 3.

Zum Lehrerbefolgungsgesetz.

Der Kultusminister Dr. Hoffe wird sich nach dem vorläufigen Abschluß der Arbeiten für die Wiederverlegung des Lehrerbefolgungsgesetzes demächst zur Kur nach Karlsbad begeben.

Wenn unter den Gründen, welche in der vorigen Landtagsession das Lehrerbefolgungsgesetz zum Scheitern brachten, die finanziellen durch Ordnung der Staatsbeiträge für die Großstädte nach dem Antrage Sattler bereits damals unwahrscheinlich befähigt gewesen wären und sich in der Folge zweifellos in dieser Weise befähigt hätten werden, so wird den anderen Einwendungen besondere Aufmerksamkeit zuwenden sein. Doch der herrliche Widerstand, welchen namentlich die Vertreter der größeren Städte des Westens der Vorlage entgegengelegt haben, beruht anscheinend in noch höherem Grade auf ihren Bedenken gegen die Einordnung der Großstädte in die geplanten Bezirksaltersklassen. Und zwar bezeichnen sie davon sowohl finanzielle Nachteile, als eine Einschränkung ihrer Autonomie auf dem Gebiete der Schulen. Die Bedingungen der ersteren Art hängen an die Erfahrungen mit den Abgabeklassen an; dabei wird aber übersehen, daß die Grundlagen für die Bemessung der Beiträge in beiden Fällen ganz verschiedene sind, nämlich jene Erfahrungen keinen Schluß auf den vorliegenden Fall gestatten. Es wird vielmehr auf Grund positiver tatsächlichen Materials der zahlenmäßige Nachweis erbracht werden, daß den Großstädten kein finanzieller Nachteil durch die Einordnung in die Bezirksklassen erwachsen würde.

Was aber den zweiten Punkt anlangt, so scheinen bei der abtätigen Beurteilung doch eine Reihe von Momenten unbeachtet geblieben zu sein, welche auch vom Standpunkte der größeren Städte jene Einordnung als minder bedenklich, ja, im gewissen Sinne vorthellhaft erscheinen lassen. Wenn zunächst darauf hingewiesen wird, daß die einheitliche Ordnung des Systems der Dienstaltersklassen die Umarbeitung aller Befolgungsordnungen notwendig machen würde, so ist das sicher eine unerwünschte Folgeerscheinung des Systems, würde sich aber auch nicht vermeiden lassen, wenn den Großstädten die volle Bewegungsfreiheit in Bezug auf Zahl und Bestabung der Gehaltsstufen belassen würde. Denn die Aneinanderreihung der gesamten Dienstzeit auf das Befolgungsbefähigkeitsalter, welche in keiner der hier in Betracht kommenden Befolgungsordnungen vorgelegen ist, bedingt allein schon deren Umarbeitung.

Die Möglichkeit der Ordnung des Vorlesens im Gehalt hat ferner zu führen die Berl. Vol. Nachr. aus, daß zu einem unruhigen Drängen innerhalb der Lehrerschaft geführt. Wo immer die Befolgungsordnung einer Nachbarstadt in dem einen oder anderen Punkte vorthellhafter ist, als die eigene, rufe sie in der Lehrerschaft den Wunsch und damit das Anbringen nach Erlangung derselben Vortheile hervor. Unzufriedenheit über Veränderung der Befolgungsordnung sind die unausbleiblichen Folgen. Vor solchen wären die Städte vollkommen geschützt, wenn der Rahmen der Befolgungsordnung gesetzlich festgelegt ist und nur die Höhe der Alterszulage der kommunalen Bestimmungen nachbleibe. Nicht minder vor jedem Eingreifen der Schulaufsichtsbehörde, denn es ist klar, daß kein Provinzialrat sich bewegen lassen würde, die Städte zu einer höheren Festsetzung der Alterszulage zu nötigen, als sie selbst für angemessen erachteten.

Eine sehr wichtige Kompensation für die gesetzliche Beschränkung der Bewegungsfreiheit auf dem Gebiete der Befolgungsverhältnisse würde den Gemeinden aber weiter auf dem Gebiete der Anstellung der Lehrer erwachsen. Denn es ist klar, daß die Regierung den Städten in dieser Hinsicht ungleich freiere Hand lassen kann, wenn sie die Gewissheit hat, daß für die Wahl der Lehrer nicht finanzielle Interessen, sondern allein Rücksichten der Tüchtigkeit als Schulführer entscheidend sind. Dies ist von ganz besonderer Bedeutung gerade für die Städte der Westprovinzen, in denen dem Staate das Recht der Befolgung der Schulfellen noch ganz zuzuteilt. Und zwar für die Gegenwart, wie für die Zukunft. Für die Gegenwart insofern, als die Regierung in der Lage sein würde, regelmäßig den Vorschlägen und Wünschen jener Städte in Bezug auf die Befolgung erlediger oder neuerrichteter Schulfellen zu entsprechen. Für die Zukunft, indem bei demnächstiger gesetzlicher Ordnung der Anstellung der Lehrer die in der vorliegenden vorgesehene Mitwirkung der Gemeinden für keine wesentlichen Einbußen in nur für sie ungleichmässiger Weise in Anspruch genommen werden kann, wenn die Gewähr gegeben ist, daß nicht finanzielle Rücksichten die sachliche Handhabung des kommunalen Wahlrechts beeinträchtigen.

Stellt man schließlich noch in Rechnung, daß die Schulaufsichtsbehörde keinerlei Einwirkung auf die Verwaltung der Dienstaltersklassen ausüben kann und daß trotz derselben die Zahlung der Zulagen nach wie vor durch die städtischen Kassen erfolgen soll, so erhebt, daß die gegen die Einordnung erhobenen Bedenken einerseits in manchen Punkten hart übertrieben waren, andererseits auch durch nicht zu unterschätzende Vorteile für die Großstädte aufgewogen werden.

Deutsches Reich.

* Der Kaiser nahm gestern Vormittag in Kiel Vorträge des Staatssekretärs des Innern Dr. v. Boetticher, sowie später die Meldung des Kommandeurs der 18. Division, Generalleutnants v. Frankenberg, entgegen.

* Der Kaiser hat am Sonntag aus Anlaß der Enthüllung des Kaiser Wilhelm-Denkmal in Emden von Nord der „Hohenzollern“ in Kiel an das Festkomitee folgendes Telegramm gerichtet:

„Mit großer Befriedigung empfang ich Ihre Meldung von der Enthüllung des Denkmal Kaiser Wilhelm des Großen und die daran geknüpfte erneute Kundgebung Meiner getreuen Stadt Emden. Ich erlaube darin die verbindliche Erinnerung an die alte Zugehörigkeit Ostfrieslands an Preußen und freue mich darum besonders über die Teilnahme der Delegierten des ostfriesischen Provinzparlamentes und der dortigen stets treu befreundeten Bevölkerung.“

„Wie die „M. N.“ für unser Daulch hören, ist im Auftrag des Kaisers, und zwar zum persönlichen Gebrauch des hohen Befehlshabers, eine kleine Bibliothek von englischen Währungschriften von London nach Berlin abgegangen.“

* Der Großherzog von Baden und das Reich. Wie schon kurz gemeldet, hielt der Großherzog von Baden gestern bei Gelegenheit der Einweihung eines Kriegerdenkmal in Hohenheim, an welcher Feier etwa 8000 Krieger theilnahmen eine Rede, in der er etwa folgendes aussprach:

„Ich fühle mich veranlaßt, der Stadt Hohenheim Dank zu sagen für die heutige Demstration und Dankfestschmausung, welche das Ziel hatte, der Zeiten zu gedenken, die wir heute und immer im Herzen haben und für die wir Gott danken, der Zeiten, in denen das Reich gegründet wurde und dem Blute deutscher Soldaten. Allenfalls ist diese fünfundsiebenzigjährige Gedächtnisfeier geeignet worden, in verschiedenster mannigfaltiger Weise dieses ist dankbar zu bezeugen. Sie wissen, daß vor wenigen Tagen das Volk der Nation gedemte Denkmal in Gengenwart Er. Majestät des Kaisers eingeweiht wurde, eine Feier, welche den Abschluß der Zeit bildet, der wir heute in dankbarer Erinnerung gedenken.“

„Aber, was sollen die Folgen der Feier sein? Das ist es, was uns vornehmlich beschäftigt. Wir wollen geloben, das festzuhalten, was gegründet ist; nicht gegen die Feinde außerhalb, sondern gegen diejenigen im Inneren des Deutschen Reiches wollen wir anstrengen. Wie wollen fest zusammenstehen, mögen Angriffe kommen, woher sie wollen, und von Seiten ausgehen, welche es auch sein mögen, es gilt, fest zusammen zu halten, um die Nation aufrecht zu halten, denn sie ist ein Segen der Nation; das Gegenteil ist Unglück und Vernichtung.“

„Ich habe uns vor Wangen an die Eingebung zur Aktion und zu den Reich, vor Wangen an die, die Alles übertragen muß. Nur durch Liebe können wir uns heiliger Dinge entschließen, das ist es, meine Freunde, was ich eben angeführt, was ich hier an dieser Stelle Ihnen und dem ganzen Militärvereinband anrate: „Halte Euch getreu und fest an Euren, was in Eurer Hand liegt, an dem deutschen Vaterland, helfet, damit das, was Ihr selbst erlebt und geleistet habt, als Vorbild der jüngeren Generation diene, damit sie erkenne, worin die Freiheit und worin die Ordnung liegt. Diesem müßt Ihr Euch mit ganzem Herzen hingeben. Freie ist die Ordnung, die keine die uns so teuer, als wir sie wissen, das sie bewahren angehen wird. Nur Achtung und Eingebung gehört dazu, das zu verstehen, was das Reich sein soll: Zusammenfassung aller Deutscher in gemeinsamer Arbeit zur Erhaltung des Reiches. Hierzu bedarf es der Opferwilligkeit, denn ohne diese gibt es keine Macht. Macht ist nur möglich, wenn man sich für von ganzem Herzen hingibt bis zu dem Besten, an dem wir heftiglich noch lange nicht angestrengt sind, wiederum das Schwere zu sehen und für das Reich einzutreten. Damit wir das können, mühen wir rechtlich Opfer bringen. Die Opfer, die wir dafür bringen können nicht so groß sein, es gilt zu erheben, was es geben soll. Keine Nation, ist sie noch so groß, in jeder Sache unerschütterlich, ohne das Opfer gebracht werden, die der Größe und Macht Dauer verprechen. Ich nehme an, daß Alle, die hier anwesend sind, zustimmen zu dem, was ich eben gesprochen. Gatten wir fest zusammen, damit das Reich bestehe. Stimmen Sie Alle ein in den Ruf: „Der deutsche Kaiser, unter Krönung, derjenige, der es mit mir, das Reich zu erhalten, zu schützen und zu vermehren, lebe hoch!“

* Der Vizekönig Li-Kung-Tschang ist am Sonntag von Steitin kommend, in Kiel eingetroffen. Am Montag früh machte er dem Prinzen Heinrich im Schloße einen Besuch und unternahm dann eine Rundfahrt durch den Hafen, während er an Bord der „Hohenzollern“ anlegte, um sich in das Buch, welches ihm herübergebracht wurde, einzuschreiben. Der Vizekönig fuhr dann weiter zu dem Banger, „Kurfürst Friedrich Wilhelm“ und befragte denselben. Nach der Befragung machte der „Kurfürst Friedrich Wilhelm“ klar, daß sich der Vizekönig in Gesellschaft bereit ist zu zeigen. Hierauf wurde die fahrlässige Arbeit und dann die Germanienverf. auf der das Frühstück eingenommen wurde, befragt. An den Besuch in Kiel schließt sich ein kurzer Aufenthalt in Hamburg, wo Li-Kung-Tschang heute eintrifft. Am 24. Juni wird der Vizekönig an einer Hofenfahrt theilnehmen, welche der Senat veranstaltet und mit welcher eine Befichtigung der Schiffswerft von Blohm u. Hoff verbunden werden soll. Am Donnerstag begleitet sich Li-Kung-Tschang voraussichtlich zum Fürsten Bismarck nach Friedrichshagen.

* Der Reichstagsler Fürst Hohenzollern hatte zu gestern Abend zahlreiche Einladungen zu einem parlamentarischen Abend ergehen lassen. Zahlreiche Vertreter verschiedener Parteien des Reichstags und des Landtags waren der Einladung gefolgt. Das Reichstagspräsidium war vollständig vertreten, außerdem waren die Minister Dr. Mühl, Dr. Harnack u. Schellenski, Fürst v. Sauerheim, Berlin, Schönefeld, Ministerpräsident, der bayerische Finanzminister v. Nibel, der bayerische Gesandte Graf Lerchenfeld, sowie

verschiedene andere Vertreter der Reichs- und Staatsbehörden erschienen. Ferner waren anwesend u. A. Geheimrath Schnapbach, Ernst Wendelslohn, Oberbürgermeister Jelle, zahlreiche Vertreter der Presse, darunter Hermann Sudermann. Die Gesellschaft verließ in angeregter Unterhaltung, wobei schwedene innenpolitische Fragen den Hauptgegenstand bildeten, in dem gastlichen Hause des Reichstagslers bis gegen Mitternacht.

* Der zur Zeit in Kiel anwesende Staatsminister von Boetticher hat eine Depesche an das Reichstags des Innern des Inhalts gerichtet, daß das Vortrefflich gelernen vom Kaiser unterzeichnet ist und veröffentlicht werden kann.

* Wie der „M. N.“ erfährt hat Oberst Liebert es definitiv abgelehnt, in dienstliche Dienste überzutreten; seine Präferenzen beschränken sich auf den Ehrenposten bei Krümmung-Tschang, den er namentlich auf militärischem Gebiete zu informieren beauftragt war.

* Der „Standard“ meldet aus Berlin, der Jar werde Ende August bestimmt Berlin und Wien besuchen. Wie geben die Nachricht lediglich der Vertraulichkeit wegen wieder.

* Dem Vernehmen nach ist der bayerische Finanzminister v. Nibel in Berlin eingetroffen und es wird angenommen, daß sein Vorhaben ebenfalls mit der Konventionstage der Reichsanleihe, wie mit der Frage betr. Verlangung des Notenprivilegiums holländischer Banken zusammenhängt.

* Der frühere Direktor des Kaiserlichen Kaiserlichen Amtes, Graf v. Gersdorff, ist am 20. d. M. in Charlottenburg gestorben.

* Bezüglich des Falles Vassford schreibt die „Kreuzzeitung“ in völliger Uebereinstimmung mit unseren gefrigen an leitender Stelle gebrachten Ausführungen:

„Eine Auslieferung wäre wünschenswerth, um so mehr, als der Fall durchaus nicht von so geringer Bedeutung ist, daß man ihn einfach als abgethan betrachten könnte.“

* Die freie Vereinigung der Inhaber griechischer Wertpapiere hat an den Staatssekretär des Innern, Fürst v. Marshall, eine Eingabe gerichtet, worin gebeten wird, gegen Griechenland die lange geführte Gebührenerhöhung sein zu lassen und endlich ein deutsches Nachtgebot nach deutscher Art zu freuchen.“

* Ein Telegramm aus Madrid meldet, daß den Cortes soeben ein Gesetzentwurf vorgelegt worden ist, welcher eine handelspolitische Verständigung zwischen Spanien und Deutschland anbahnt. Die Vorlage ermächtigt die Regierung, den Boden- und Industrie-Erzeugnissen des Deutschen Reiches die Zollfrage des zweiten Tarifs (Minimaltarif) aus dem gegenwärtig für Spanien und Cuba, sowie Puerto Rico geltenden Zolltarif ohne weitergehende Zugeständnisse zu gewähren, wofür Deutschland seinerseits den Erzeugnissen aus Spanien und seinen Kolonien die Zollfrage seines Generaltarifs gewährt ohne die Zugeständnisse, welchen gegenwärtig einzelne Waarenklassen unterworfen sind.

* Die von der „Post“ gebrachte Nachricht der Entwurf eines Auswanderungsgesetzes ist vorläufig zurückgelegt wird von der „Post“ als „falsch“ bezeichnet. Entgegen den Vermuthungen nach sind die Arbeiten zu dem Auswanderungsgesetz soweit gefördert, daß die Einbringung des Entwurfs im Reichstags in der nächsten Session, und zwar zu Beginn derselben, mit Sicherheit zu erwarten ist. — Die Angelegenheit ist von hervorragendem Interesse, weshalb dies Dementni in vielen Kreisen mit Genugthuung begrüßt werden dürfte.

* Von unterrichteter Stelle wird mitgetheilt, daß die Kongregation die Beschwerde des deutschen Gesandten wegen Auslieferung einer unter deutschen Schutz stehenden Araber - Kananen durch Truppen des Königreiches bereits als berechtigt anerkannt hat. Das „M. N.“ theilt weiter mit, daß es unwahrscheinlich ist, daß Deutschland mit der Aufhebung der Kongaakte gebröt habe.

* Bei der Erforschung von Guineas ist bekanntlich der Reichsminister v. Götze beauftragt. Der Vertrag, wozu die „Nordd. Allg. Ztg.“ Notiz nimmt, daß die Neu-Guineas-Kommission von der Chinesen-Ebene eine namhafte Vergütung für die dem Forster geleisteten Dienste verlange.

* Die „Nordd. Allg. Ztg.“ hatte am Sonnabend eine Mittheilung der „M. N.“, die eine Aufhebung des deutschen Konsulats in Sanfaur in nächste Aussicht stellte, dementirt; dazu schreibt heute der Gewerksmann des Berliner Blattes:

„Schon die nichts weniger als geschickte Fassung wie der Inhalt des Dementis weisen deutlich darauf hin, daß es kurzweilige Unterredungen sind, wo man eine Sache nur dann aufgibt, wenn sie in einem abgeschlossenen Dokument vorliegt. Das die Aufhebung schon feststehe, war gar nicht behauptet worden, ebensowenig, in welchem Zeitabschnitt das geschehen werde. Aus verschiedenen Angaben von befreundeten Personen geht aber hervor, daß diese Frage schon erwogen worden ist. Wären nicht darüber, namentlich auch in Afrika, schon Erörterungen im Gange gewesen, so hätte diese Meldung gar nicht gemacht werden können. Man kann es wohl erwarten, was am Ende Recht behält. Zeitungen können ihre Mittheilungen nicht zurückhalten, bis die Sachen vollkommen bis in die höchsten Stellen abgeschlossen sind; sie sollen vielmehr den Dingen vorangehen und darauf vorbereiten.“

Deutscher Reichstag.

Ohne Zwischenfall trat gestern das Haus in die Beratung des Bürgerrechte Gesetzbuchs ein. Dr. Lieber hat sich zur Feier des Tages mit schwarzem Gehrock und weißer Weste ausgerüstet und strahlte förmlich in der Rolle eines freiwilligen



Trene.

(Nachdruck verboten.)

24)

Roman von M. Schöpp.

Der alte Herr lebte im Allgemeinen für ſich. Er beſuchte kein Bierhaus und war weder Mitglied des Donnerſtags-Klubs noch des Fortbildungsvereins, obgleich beide Geſellſchaften ihm jährlich einmal die Ehrenmitgliedschaft antrugen. Doch ſeit vielen Jahren führte er den Vorſitz in dem Verein der Bankbeamten, den er begründet und deſſen Fonds dazu beſtimmt war, kranke Kollegen zu unterſtützen und Beſchäftigungsloſen zu Stellen zu verhelpen. Die Angeſtellten, auch wohl die Chefs der größeren Bankfirmen fanden ſich einmal monatlich im „Kronprinzen“ ein. Bei der letzten Zuſammenkunft war Redlich von Berners Nachfolger gefragt worden, natürlich unter Diſkretion, ob Bellinghauſens Unterſchrift als Chef der Firma Schlüter noch anzuerkennen ſei. Der Diſponent glaubte nicht recht gehört zu haben und auf weiteres Fragen vernahm er, wie man über des Barons Familienangelegenheiten dachte. Voller Entrüftung hatte er alles verneint, aber doch nach dem Urſprung dieſer Gerüchte geforſcht. Und da war es der alte Woltau gewesen, der im Skatklub ſeinen guten Freunden unter dem Siegel der Verſchwiegenheit die bevorſiehende Scheidung Bellinghauſens und ſein Verhältniß zu der ſchönen Frau von Lüttgen erzählt hatte. „Aus ſicherer Quelle; das Ehepaar lebt höchſt unglücklich; es iſt nur noch eine Frage der Zeit; Sie wiſſen die Auseinanderſetzungen —“

Redlich hatte zu Allem den Kopf geſchüttelt. Er glaubte es nicht. Das Einfachſte wäre nun wohl geweſen, ſich an Traute ſelbſt zu wenden. Doch ſie machte es ihm ſelbſt unmöglich. Sie ging ihm ſichtlich aus dem Wege und kamen ſie doch einmal zuſammen, ließ ſie es niemals zu einem vertraulichen Geſpräch kommen. So beobachtete er ihren Gatten und, was er früher nie gethan, er traf ſeine Bekannten auch im Donnerſtags-Klub „zuſällig“ und horchte ängſtlich hier und da auf die kleinen und großen, meiſt recht boſhaften Klaiſchgeſchichten. Und als er unauffällig das Geſpräch auf Bellinghauſen brachte, ließ man nach und nach jede Rückſicht gegen ihn fallen und der Alte hörte über ſeines Mündels Gatten Urtheile, die ihn mit tieffter Trauer erfüllten. Nur gute, brave Bürger mit ihren Frauen ſaßen umher, aber ſie hielten ſtrenges Geſicht und es war deutlich genug zu ſehen, wie wenig Freunde der Ariſtokrat hatte.

Und wie genau man von Allem, was ihn betraf, unterrichtet war! Man wußte, wieviel er verſpielt, ob er die Nacht außerhalb ſeines Hauſes zugebracht oder wenn er nach Haus gekommen! — Auch von ſeinem Verhältniß mit der Bellona erzählte man ganz offen. Und nun ſprach auch Allen in dieſer Weiſe von ihm. Freilich, es konnten keine freundschaftlichen Gefühle ſein, die er für ihn hegte. Aber wenn einmal der Argwohn erwacht iſt, verſtummt die Stimme, die entſchuldigt und vertheidigt. Redlich gab ihm innerlich recht und machte nur einen ſchwachen Verſuch, ihm zu widerſprechen.

„In jeder Ehe kommen einmal kleine Mißverständniſſe vor, lieber Allen. Hoffen wir, daß ſich auch in dieſem Hauſe alles zum Beſten wendet.“

„Hoffen wirs,“ ſtimmte Allen aus vollſter Seele bei. Er ſah, was in dem Alten vorgegangen und wünſchte ſich Glück.

„Welch ein famoſer Zwächenträger der gute Woltau iſt!“ dachte er und begleitete Redlich hinaus. Wie die beſten Freunde ſchieden ſie von einander. Allen wußte, daß er nahe am Ziel war. Jetzt noch einen geſchickten Coup und die Würfel mußten fallen.

Er ſtieg die Treppe hinauf zu ſeinem Zimmer. Auf dem Korridor blieb er ſtehen. Volle Afforde drangen aus Trautens Salon — wie ſchön ſie ſpielt! Er mußte ſich Gewalt anthun, um nicht bei ihr einzutreten.

„Traute! Traute!“ ſtöhnte er und ſekundenlang bedeckten ſeine Hände ſein glühendes Geſicht. Dann riß er ſich los. Er hatte noch einen wichtigen Gang vor. Bis um ſieben Uhr war die Redaktion offen. Die Leſer ſollten morgen ihre Freunde haben.

Es blühte in ſeinen Augen. Ein Strahl brach daraus hervor von Haß und Rache. Und leiſe lachte er auf. Er würde etwas darum gegeben haben, Ruprecht Goldens Geſicht beim Durchleſen dieſer Notiz zu ſehen. —

Der Rittmeiſter hatte ſich nach dem Ausflug nach Zehringenhof nur eine kurze Raſt gegönnt; war nach dem „Kronprinzen“ gegangen, um ſeinem Onkel einen Beſuch zu machen und war eigentlich froh, ihn nicht zu Hauſe anzutreffen. Der Oberſtallmeiſter v. Wejedow gab einen Herren-Abend und der Graf gehörte zu ſeinen beſten Freunden.

„Aber morgen,“ ſagte Martin, „wollten Seine Gnaden der gnädigen Frau von Lüttgen einen Beſuch machen. Seine Gnaden haben ihn ſo lange aufſchieben müſſen, weil das alte Halsübel ſich wieder eingeſtellt hat. Aber heute befanden ſich Seine Gnaden wieder recht munter.“

„Alſo morgen,“ dachte Ruprecht und beſchloß nun doch noch, den Prinzen aufzuſuchen.

Er fand ihn in ſehr übler Laune in ſeiner eleganten Wohnung auf dem Divan liegend. Auf einem niedrigen Tiſch ſtanden Weinſtaſchen und Gläſer, Aſche und Cigarrettenreſte lagen auf dem Teppich.

„Servus, Prinz,“ rief er ihm zu, „ſtöre ich?“

„Wrangentan ſprang auf.“

„Stören? Habe ganzen Nachmittag auf Sie gewartet. Dienſt verſäumt; Mergel gehabt. Müſſen mir helfen, Holten. Kann das Weib nicht los werden.“

Bedächtig ſchnallte Ruprecht den Säbel ab, betrachtete den Prinzen mit einem ſaſt mitleidigen Blick und ſetzte ſich. Wrangentan ging erregt im Zimmer auf und ab, rechte ſeine kleine zierliche Geſtalt hoch auf und machte ein grimmiſches Geſicht, ſoweit ihm dies überhaupt möglich war. Der blonde Schnurrbart, der gegen jede Naturregel nach oben gebürſtet war, ließ ihn immer lächelnd ausſehen und das Monocle, das, wie ſeine Freunde wiſſen wollten, ſelbſt während des Schlafes nicht aus der Augenhöhle kam, verhinderte jede ſichtbare Veränderung ſeiner gutmüthigen Augen.

Er blieb vor Ruprecht ſtehen:

„Sie hatten Dienſt, Graf?“

„Ja, Prinz. Frauendienſt, und habe mich trotzdem zu Tode gelangweilt.“

Unwillkürlich kam ihm ein Gähnen an, wenn er an die fürchterliche Skatpartie dachte. Halb ärgerlich, halb lächelnd erzählte er von der Partie nach Zehringenhof.

„Und Bellinghauſen war auch mit.“

Wrangentan hatte ſeinen eigenen Mergel ſchon halb vergeſſen, als er hörte, daß es dem Kameraden nicht beſſer ergangen war, als ihm ſelbſt.

„Nein. Nur die Baronin mit — ah —“

„Thut mir leid, der Bellinghauſen. Gätte ſich das überlegen müſſen. Kavalier ſein und Geldgeſchäfte machen —“ er ſchüttelte mit dem Kopf und zuckte die Achſel.

Ruprecht runzelte die Stirn.

„Bellinghauſen iſt Kavalier, Prinz, und mein beſter Freund,“ bemerkte er ſchroff.

Prinz Arthur hatte darüber ſeine eigenen Gedanken. Er nahm ſeinen Spaziergang wieder auf; das Thema war jezt abgethan.

„Wollen einer Heißhitz den Hals brechen, Holten,“ hub er nach kurzer Pause an, „habe vorhin kalt stellen lassen. Habe später Rendez-vous mit der Bellona. Famoses Weib. Müssen Sie auch kennen lernen, Holten. Wollen nachdem bei Krussov joupieren.“

Die beiden Herren machten es sich bequem und Brangentan spielte mit vielem Geschick den liebenswürdigen Wirth. Wenn er wollte, konnte er ein bezauberndes Wesen haben. Aber — wie oft wollte er?

Die Bellona kam so unpünktlich zu dem Rendez-vous, wie es sich eine so berühmte Diva nur erlauben kann. Sie erschien in einem prachtvollen Kostüm, das die erste Modistin der Stadt, Fräulein Clemens, ganze zwei Tage ausgeheckt hatte, und in Begleitung einer Anstands dame, die indessen wieder fortgeschickt wurde, weil Durchlaucht versicherte, die Beschützerrolle hier übernehmen zu können. Der Prinz war entzückt, die Schauspielerin in guter Laune und als statt Holten, dessen Burche die Absage überbracht hatte, zwei intime Freunde Brangentans von der hiesigen Botschaft in den noch ziemlich leeren Saal eintraten, mußten sie an ihrem Tische Platz nehmen.

„Denn,“ sagte die Bellona, „mit Ihnen allein joupir' ich nicht. Was sollen denn die Leute denken?“

Prinz Arthur erlaubte sich ein ironisches Lächeln, was ihm einen Schlag mit dem Fächer eintrug und der Kellner schob eine japanische Wand vor die kleine Gesellschaft, die sie indiskreten Blicken verbarg.

Das ausgewählte Menu, die schweren, feurigen Weine lieh an Stelle der Förmlichkeit, mit der man sich zuerst begegnet war, bald den ungewungenen Ton eintreten, der der Ausgelassenheit vorangeht.

„Hätte mir einen so köstlichen Abend nicht träumen lassen,“ sagte eben der Attache von Breitenbach und wandte sein dunkles Haupt mit der idealen Haarfrisur der Diva zu. Alles an ihm war ideal. Sein Schnurrbart, sein schwärmerischer Blick, seine Halsbinde und seine Lebensanschauungen, obgleich bezüglich der Letzteren einige Zweifel bestanden. Aber in der Zeit des traffen Realismus ist ein Idealist mit einem strahlenden Heiligenschein umgeben. Herr von Breitenbach schwärmte für die idealgefeimte Gemahlin des Botschafters und war mit ihr der Ueberzeugung, daß das Zeitalter des guten Königs Rene das glücklichste mit gewesen.

„Auf Ehre, köstlicher Abend,“ schnarrte auch Herr von Wittgen und versuchte seltene Blicke auf seine schöne Nachbarin zu werfen. „Kosmische Idee.“

„Können sich bei Holten bedanken. Durchlaucht war leicht gereizt, als er die Bemühungen der beiden Herren um die Schauspielerin gewahrte. „War im letzten Augenblick verhindert.“

„Scheint Ihnen nicht ganz angenehm zu sein, Prinz,“ bemerkte Breitenbach.

„Nein,“ war die trockene Antwort.

„Und mir thut's auch leid, daß ich ihn nicht kennen gelernt habe.“ mischte sich die Dame ein, während sie Rosinen und Anacardnadeln hinter ihren spitzen, gesunden Zähnen verschwinden ließ und ihre blihenden Augen bald auf diesem, bald auf jenem Gesicht haften. „Als ich vor drei Jahren in Frankfurt gastirte, wurde mir auch ein Graf Holten vorgestellt.“ sie sah auf ein kostbares Saphyrbracelet an ihrem Handgelenk und lächelte dabei, „er war ein älterer Herr — ach, was war das für eine lustige Zeit! Er hat mir Reitstunden gegeben — das kann er doch unmöglich sein. Sie sagten doch, Durchlaucht, daß er ein Regimentskamerad von Ihnen sei.“

„Zu dienen, Gnädigste, Rittmeister, erste Schwadron.“

„Nein, haha, nein, da ist er's nicht; nach den Anciennität könnte mein Graf Generalfeldmarschall sein.“

Vielleicht hatte Prinz Arthur Ursache, der Dame das Verwandtschaftsverhältniß zu verschweigen, in dem die beiden Herren zu einander standen. Doch unwillkürlich lächelte er. Der alte Graf mußte eine recht interessante Vergangenheit hinter sich haben.

Er füllte von Neuem die Champagnerfelle und als die Bellona, ihre langen Sandstuhle abstreifte, drückte er einen raschen Kuß auf ihren Arm.

„Aber Durchlaucht . . .“

„Habe ihn neulich gesehen,“ begann Breitenbach; er hatte die Gewohnheit, den Sekt mit einigen Tropfen Cognac zu mischen und sein Glas auf einen Zug zu leeren. Träumerisch sah er in den Kelch und seine Stimme hatte einen elegischen Klang. „Habe

ihn neulich gesehen; war mit der Bellinghausen im Museum. Himmlisches Weib, die Bellinghausen!“

Die Bellona spitzte die Ohren und blieb dem Prinzen auf seine leise, leidenschaftliche Frage die Antwort schuldig.

„Auf Ehre, himmlisches Weib!“ echote Wittgen weinselig.

„Sie meinen die Baronin Bellinghausen? Eine schlank brünette Dame? Ja? Die habe ich neulich bei meiner Modistin gesehen. Es ist wahr, meine Herren, sie ist eine schöne Frau. Und — ach, die Glückliche, sie ist aus Liebe geheiratet worden!“

Wittgen lachte, gewiß über den schmerzlichen Seufzer, den die Bellona ausstieß. Und dann lachte auch Breitenbach und Durchlaucht verzog den kleinen Mund und setzte sich neben die Schauspielerin auf das rothe Plüschsofa. Seine Wangen glühten bereits und in den Augen flackerte unruhiges Feuer. Keinen Blick verwandte er von dem schönen Geschöpf an seiner Seite; jedes Wort, das sie an seine Freunde richtete, machte ihn eiferfüchtig.

„Aus Liebe!“ rief Wittgen lachend, und Holten macht ihr den Hof!“

Breitenbach sah wieder in sein leeres Glas und strich gedankenvoll den schwarzen Schnurrbart.

„Wette, daß er garnicht kommandirt ist.“

„Angenommen!“ rief die Schauspielerin mit heller Stimme, setzen Sie zehn Flaschen Monopol gegen eins, Durchlaucht. Er hat eine ehrbare Frau beleidigt. Sie wollten doch sagen, daß er bei der Baronin ist?“

Brangentan fühlte instinktiv, daß man zu weit gegangen. Indessen klangen der Bellona Worte so, als verlange sie eine Strafe für den Mißthäter; und im Banne ihrer strahlenden Augen — sie hatte sich an seine Schulter gelehnt und sah verführerisch zu ihm auf — nahm er die Wette an.

„Kennen Sie sie auch?“ fragte sie. (Fortsetzung folgt.)

5) Abenteuer in Mexiko.

Die Zeit verstrich, der Mond kam dem Horizont näher, der Wagen berührte der Palmen Gipfel und es begannen die Vorbereitungen zu dem heißen Tage. Die Häuser wurden von Weiszen und Indianern besetzt, Artilleristen eilten zu den Geschützen und Jeder auf seinen Posten.

Bald hörte man fernes, leises Rauschen, es kam von dem Hügel, welcher die Indianer bis dahin verborgen hatte und gleich einer nahen wallenden See. Wie die Brise nach und nach zum Sturm werden kann, so nahm allmählich auch dieses Geräusch zu, bis endlich laute Kriegsrufe verkündeten, daß in menschlicher Brust ein Unwetter tobte. Hinter dem wellenförmigen Boden erschien bei dem letzten Schein der sinkenden Mondscheibe eine Menge finsterner Gestalten, welche unbestimmt wie die Wogen einer nächtlichen See daher schwankten. Nicht lange mehr und man vernahm das Schwirren der Pfeile, dann folgte dem Donner eine blendende Flamme und die Karitäschen öffneten eine breite Bahn durch die schwarze, nahende Masse. Der Kampf hatte begonnen.

Die Indianer, welche die vordersten Glieder der anrückenden Feinde bildeten, wurden durch die hintere kompakte Masse vorwärts gedrängt, stürmten auf die Barrikaden los und versuchten, sie zu ersteigen. Unter den fürchterlichsten Verwünschungen begann ein blutiges Gemekel, Mann gegen Mann; Säbel und Dolch blitzten bei dem Glanz der Schüsse und auf beiden Seiten sanken Viele in den Staub. Unglücklicherweise wurden die Mexikaner, welche das Geschütz bedienten, durch die eigenen Kampfgesossen so gehemmt, daß sie nur in langen Zwischenräumen einen Schuß abzugeben vermochten. Sie waren freilich der Mühe des Zielens überhoben, denn vor ihnen bildeten die Huaquis einen lebendigen Wall, welchen zu fehlen unmöglich war. Eine Wolke von Pfeilen und ein dichter Kugelregen entlud sich aus den der Barrikade zunächst liegenden Häusergruppen und richtete in des Feindes Reihen schreckliche Verwüstungen an, doch erklangen immer frische Krieger den Platz derer, welche fielen oder flohen.

Unter den Wüthendsten von denen, die sich wie ein Strom auf die Barrikade stürzten, zeichnete sich selbst in der Morgendämmerung, eine schwarze, gigantische Gestalt ganz besonders aus. Eine ungeheure Art, welche in dem Moment, in dem das Geschütz abgefeuert wurde, wie ein Blitz leuchtete, fiel in jedem

Augenblick in einem scharfen, rausenden Ton auf die Barrifade nieder; nach jedem Schlag vernahm man deutlich das Splittern der Balken. Doch diese Arbeit war nicht nach dem Sinne des Indianers, er überprang die Barrifade und jeder Hieb zertrümmerte eines Mexikaners Schädel.

„Will Niemand diesen Höllendämon niederwerfen?“ schrie Ochoa wüthend. „Gutierrez, schieß den Hund nieder oder mache mir Platz!“

Das Ründhütchen explodirte, aber die Pistole brannte nach; der Feinde höhnisches Lachen war die Antwort auf diesen vergeblichen Versuch. Obgleich Gutierrez dem folgenden Hieb auswich, blieb er doch nicht ohne Opfer, denn statt seiner fiel der alte Sergeant mit dem langen Klappier, um nicht wieder aufzustehen. Wieder wurden mehrere Schüsse abgefeuert, fehlten aber sonderbar genug alle das Ziel, nach dem sie gerichtet waren. Zwar fielen verschiedene Hiaquis, doch die Art bligte nach wie vor Unheil anrichtend.

„Kamote lauch der Weißen Kugeln und schlägt die Hunde todt!“ jauchzte zwerfischlich der Wilde.

Der Name von Kamote lief von Mund zu Munde; er war wohl bekannt in Guaymas, wo er als Zimmermann gearbeitet hatte und wegen der übernatürlichen Stärke gefürchtet war; die Weißen selbst hatten ihn die Kunst gelehrt, die Art zu handhaben, und heute lieferte er sein Meisterstück. So wogte der Kampf hin und her und da beide Parteien entkräftet waren, trat eine stillschweigende Art Waffenstillstand ein. Der Tag graute nunmehr, und gelegentlich abgegebene Schüsse warfen nur noch ein mattes Licht; man konnte der Pfeile Bahn durch die Luft verfolgen und als uns die Sonne mit dem ersten Strahl begrüßte, vermochte man die Resultate des nächtlichen Kampfes wahrzunehmen.

Auf Seiten der Hiaquis verriethen nur mit Sand vermischte Blutlachen die Verheerungen der Artillerie, aber nicht ein einziger Leichnam war zu sehen, da es nach Ansicht der Indianer ein Ehrenpunkt ist, die Gefallenen nicht auf dem Schlachtfeld liegen zu lassen. Der Verlust der Weißen war sehr bedeutend und fühlbar; sie fanden kaum Zeit, die Verwundeten fortzuschaffen und mußten die Todten da liegen lassen, wo sie gefallen waren. Kugeln und Pfeile durchhausten unaufhörlich den Raum, welcher beide Parteien trennte. Einen halben Mintenschuß vor des Feindes Linie sah Kamote in unverdämpter Gleichgiltigkeit mit der Art zwischen den Knien. „Die Kugeln der Weißen“ rief er, auf die Ungeßlichkeit der Mexikaner in Handhabung der Gewehre anspielend, „sind nur ihren Freunden verhängnißvoll, der Freund fällt durch den Schuß, welcher dem Feind das Leben fürzen sollte; Kamotes Art sicherer, weit reicht sie zwar nicht, ist aber von dem Blut der Mexikaner geröthet.“ Hundert Kugeln pfliffen als Antwort auf diese kühne Rede durch die Luft. Kamote schüttelte den Kopf.

„Wenn die Hiaquis Guaymas in Besitz genommen haben und die Weißen für sie Korn bauen und Melonen ziehen, dann hat Banderas befohlen, ihm drei ihrer schönsten Weiber zuzuführen,“ sagte ein anderer Indianer und nannte drei durch ihre Schönheit berühmte Mädchen. Neben Kamote nahm ein zweiter Wilder Platz, beugte sich rücklings, spannte einen ungeheuren Bogen und schoß mit den Worten: „Der Schneider nimmt der Weißen Maß,“ einen Pfeil durch Ochoas Hut, einen anderen durch den Schädel eines Kriegers aus dem Gefolge Ufacames. Von Neuem ließ sich die Stimme Kamotes in dem Tumult vernehmen: „Die Weißen sind Thoren!“ rief er, indem er eifrigt seinen Sarkasmus über der Mexikaner Waffen wieder aufnahm, „ihre Gewehrläufe sind von hohlem Schiß, ihre Geschütze aus Baumrinde und die Kugeln schiere Bohnen.“

Nachdem er sich auf diese Weise erregt und berauscht hatte, schüttelte er die langen Flechten des Haupthaars, sprang plötzlich auf und stürzte vorwärts, von Hunderten von Indianern gefolgt, mitten unter die Feinde. Mit einem Wuthgeheul wurde er empfangen; er schien es nicht zu hören, fuhr wie ein Blitz auf das Geschütz los, ergriff dessen Mündung und bewegte das Rohr hin und her, als ob es ein Spielzeug sei.

„Nieder mit den Barrifaden!“ tönte sein mächtiger Ruf, und nachdem er die blutige Art einem der Gefährten übergeben hatte, preßte er die Brust stark an des Geschützes Mündung. Sein Spott über der Mexikaner Ungeßlichkeit hatte ihn zu weit geführt, die Kunte wurde an das Geschütz gelegt und graufig flogen die Gliedmaßen des Körpers nach allen Richtungen. Lauter Jubel begrüßte diesen Erfolg, die Weißen waren eines mächtigen Gegners ledig und schleunigst traten die Indianer den

Rückzug an. Um 5 Uhr hatte das Gefecht begonnen, jetzt war bereits die zehnte Stunde angebrochen.

„Zu Pferd, zu Pferd, Kinder!“ schrie Ochoa, „laßt sie uns bis zu dem Fluß verfolgen und keiner entgeht der Schärfe unserer Schwärter.“

„Wird der weiße Häuptling seiner Krieger Kräfte erschöpfen, anstatt sie für einen neuen Kampf zu erhalten?“ jagte Ufacame, indem er des Kapitäns Eifer zu mäßigen sich bestrebt, „gönn ihnen ja Ruhe, denn wenn der Sonnenwagen ein Drittel des Weges durchlaufen hat, werden die Hiaquis mit größter Macht zurückkehren.“

Diesen Rathschlag billigten die Mexikaner, welche seit 5 Uhr tapfer den Feind befehdet hatten, und nachdem ihre Wunden so gut als möglich verbunden waren, der Stärkung und Ruhe bedurften.

Mittlerweile prüfte Ufacame aufmerksam die hervorragendsten der neuen Allirten, welche Ochoa umstanden. Möglich loberte bei dem Anblick des traurigen blassen Gesichtes von Casillas in dem Auge des Wilden ein unheimliches Feuer auf und es schien, als suche er in dem Gedächtniß nach einem schon fast vergessenen Bilde; blasser und blasser wurde Casillas, als er des Indianers stehenden Blick auf sich gerichtet sah. Auch er schien in verwirrtes Nachden-en versunken zu sein, in welches ihn der Anblick des Hiaquis-Häuptlings verest hatte. Während dieser gegenseitigen Prüfung standen Beide gleich Statuen unbeweglich da, Casillas aber mit zu Boden geheitem Blick. Was Ufacame anbetraf, schienen alle Zweifel geschwunden zu sein, er ging auf Ochoa zu, berührte die Brust mit seiner Hand und sagte:

„Möge der weiße Häuptling seinem Gefolge befehlen, diesen Platz nicht zu verlassen, die Worte Ufacames sind für aller Ohren.“

„Bleibt hier!“ befahl Ochoa, betroffen über den feierlichen Ton des Hiaquis; laßt uns seinen Worten lauschen.“

Ufacame begann: „Sagte nicht der Weißen Kapitän diesen Morgen zu mir, daß er für seine Mannschaft einstünde?“

„Ja,“ erwiderte Ochoa erstaunt.

„Daß kein Verräther unter ihr sei?“

„So war es.“

Darauf ging Ufacame zwei Schritte vor, reckte den Arm nach Casillas aus und rief mit fürchterlicher Stimme: „Dieser junge Mann muß sterben!“

Kaum waren seine Worte verhallt, als er den Dolch bis an das Heft in Casillas Brust stieß, der unter einem Seufzer nieder sank. Obgleich, die Hände des größten Theils der Anwesenden von Blut geröthet waren und für die meisten von ihnen ein Mord ein in keiner Weise besonderes Ereigniß bedeutete, drückte dennoch die Haltung eines jeden tiefe Abscheu über diese unerwartete, urplötzliche That aus und mehr als ein Säbel entblökte sich zur augenblicklichen Rache.

„Haltet ein,“ schrie Ochoa, die Seinen zurückdrängend. Dann wandte er sich an Ufacame, welcher, nachdem er den Dolch in den Boden gestoßen hatte, um ihn von dem noch rauchenden Blute zu reinigen, ihn kalt der Scheide wieder anvertraute.

„Macht sich der Hiaquis-Häuptling das Recht an, über Leben und Tod meiner Untergebenen zu gebieten?“ schrie er mit vor Aufregung zitternder Stimme.

Ufacame wünschte seinem Verbündeten eine nothwendige Erektion zu ersparen, darum endete Ufacames Dolch, was sein Bogen begonnen hatte.“

Zu dem größten Erstaunen der Anwesenden enthüllte er den Nacken Casillas und zeigte die Wunde, den einstigen Gegenstand des Bekümmerniß uneres Klüsters. Er erzählte, wie er durch einen seiner Vertrauten, welcher in der Nähe von Banderas gelieben sei, in Erfahrung gebracht hätte, daß ein weißer Mann an der Sache seiner Brüder zum Verräther geworden sei und durch falsche Rapporte diese bis zu dem Augenblick in Unthätigkeit zu erhalten gedächte, bis die Hiaquis Rancho durch Ueberfall genommen hätten und auf Guaymos losmarschirten. Der weiße Mann, so fuhr er fort, hätte sich verbindlich gemacht, den Indianern das Arsenal zu überliefern. Er hatte von der letzten entscheidenden Zusammentunft dieses mit Banderas Bericht erhalten und Später ausgesandt, denen es zwar gelang, Casillas habhaft zu werden, welcher aber, nachdem jener durch eine verzweiflungsvolle Anstrengung sich ihren Händen wieder entnommen hatte, sich damit begnügen mußten, ihn mit einem Pfeil an dem Nacken zu verwunden.

Kalt erwartete der Indianer die Erwiderung Ochoas



„Nunmehr verstehe ich sein sonderbares Benehmen von gestern Abend.“ sagte Ochoa, „doch wer vermag der Motive seiner Verrätherie auf den Grund zu kommen?“

Alle schwiegen.

„Seine Mutter war eine Indianerin,“ meinte lachend Gutierrez.

„Gott mag in Frieden ihn ruhen lassen,“ sagte der Kapitän und befahl, den Leichnam dahin zu schaffen, wo die todtten Kameraden zusammengetragen waren.

Bald indes zog die Rücksicht auf persönliche Sicherheit die allgemeine Aufmerksamkeit von dieser melancholischen Scene ab. Ufacames Prophezeiung ging in Erfüllung. Der Auslugposten, welcher auf dem Dache eines hohen Hauses postirt war, rief: „Greift zu den Waffen, da kommen die Wilden!“

Hartnäckiger als zuvor wurde das Gefecht erneuert, die sinkende Sonne besahen ein gräßliches Schlachtfeld. Leichnam lag auf und an Leichnam. Ochoa selbst war schwer verwundet und verfluchte mit der letzten Kraft, welche die erschöpften Lungen ihm gelassen, Gott und die Welt. Müde und entmuthigt ließ sein Gefolge im Widerstand nach. Auf Seiten der Gegner wurden, obgleich ihre Verluste ungeheuer waren, die letzten Anstrengungen versucht, die Vertheidiger des Forts niederzumerzen.

Jetzt erschien Banderas, führte neue Verstärkung heran und ermuthigte mit lauter Stimme seine Krieger. Er saß auf einem Pferde mit rothsammetnem Sattel, regungslos wie ein Satrap des Ostens, welcher es verschmäht, an dem Kampfe selbst theilzunehmen und glaubt, durch seine bloße Gegenwart den Sieg zu erringen.

In dem Augenblick, als die Weißen vor Ermüdung und Entmuthigung zu weichen schienen, tönte hinter ihnen ein donnerähnlicher Kriegsruß. Er kam von Ufacame, welchen ein Augenblick gänzlich verwandelt hatte. Die mexicanische Tracht hatte er abgeworfen und entfaltet nunmehr auf seinem edlen Streitroß, von Kopf bis zu Fuß den Körper geölt und glänzend wie Bronze, ganz die wilde Majestät eines Indianer-Häuptlings.

Er hatte Banderas, den Todfeind, wahrgenommen und es genügte dessen Erscheinung, ihm die Adern seiner Stirn schwellen, seine Zähne knirschen zu machen.

„Macht Platz!“ schrie er ungestüm, damit trieb er sein Pferd an, übersprang die vorliegenden Hindernisse und fiel wie ein Jaguar in die Mitte der bestürzten Haquis. Ein zweites Roß folgte, das von Zampa Tortas.

Diese heldenmüthige Anflucht entging Banderas keineswegs. Mit erhobener Stimme befahl er, Ufacame lebend gefangen zu nehmen, damit er den Tod des Verräthers sterben möchte. Diesem Befehl nachzukommen war nicht leicht, denn obgleich Ufacame von allen Seiten umringt war, zerstreute er doch mit übermenschlicher Kraft die Menge jener Krieger, welche sich ihm naheten. Was das Schwert verschonte, warf des Pferdes Fuß nieder oder sank betäubt durch die Schläge der schweren eisernen Steigbügel. Der andere Reiter, welcher folgte, ritt oder stieß um und zur Seite, was Ufacame nicht erreichen konnte, Niemand hatte sich von Zampa Tortas solcher Wunder der Tapferkeit versehen.

„Gunde!“ heulte Ufacame, welcher wüthend das bäumende Roß mitten in diese menschlichen Wogen trieb, „laßt Ufacame Banderas begegnen.“

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Die Zeit der Hundstage scheint in diesem Jahre früh hereinzubrechen. Für diese Annahme spricht wenigstens die erste Form, in der österreichische Blätter ein Beispiel von Mattenschlauheit zu erzählen wissen: In der Scheune des Hauptlehrers M. zu F. brütete eine Henne, alle Küdringlinge von außerhalb mit dem Schnabel abwehrend. Den nebenan im Holzstalle nistenden Matten gelüftete aber nach dem Inhalte des Nestes, und da sie anders nicht dazu gelangen konnten, griffen sie das Nest von unten an. Zu diesem Zwecke wurde in dem Strohe ein schräg aufwärts führender Gang gemacht, der in das Nest mündete. Mit leichter Mühe wurde nun ein Ei nach dem Andern in den Gang gezogen und weiter befördert. Es galt alsbald aber noch, sie über einen im Stalle befindlichen Gang zu schaffen. Aber auch hier wußten sich die Thiere zu helfen. Sie schlangen ihren Schwanz um das Ei (!),

bewegten sich, auf den Hinterbeinen sitzend (!), vorwärts in aufrechter Stellung und zogen das umschlungene Ei nach, bis sie es an Ort und Stelle hatten.

Das Alter des Geldes. Noch vor nicht langer Zeit glaubte man, daß das Geld eine griechische Erfindung sei und aus dem 7. und 8. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung stamme; nach alten Geschichtsquellen wird dem König Pheidon von Argos diese Erfindung zugeschrieben, wenn es auch unwaahrscheinlich schien, daß die Menschen bis zu jener Periode nur schwerfällige Naturaltauschgeschäfte betrieben. Gründliche Forschungen der Neuzeit jedoch haben ergeben, daß das Geld wahrscheinlich schon vor Homer, vielleicht schon zu Moses Zeit in Gebrauch war. In den Ruinen von Theben fand man ein mehr als 4400 Jahre altes Basrelief, auf dem die beutemachenden Eroberer einer Stadt sich einer Anzahl von Geldsäden bemächtigten. Die Namen der Münzen sind mit dem hohen Alter vereinigt. Im grauen Alterthum wurde das Geld nach bestimmten Mächtsorten benannt, so daß man aus der Benennung regelmäßig auf den Ursprung zurückschließen konnte. Anstatt unmittelbar das Vieh zu tauschen, gab man d. n. Metallstücke das Bildniß eines solchen und verwendete es unter diesem Namen an dessen Stelle; die verschiedenen Arten dieses Viehgeldes zeigen also die ersten Spuren des Verdrängens des rohen Naturalverkehrs durch Geld. Die „Hekatomben“ dürften eher Geldgaben als andere Opfer gewesen sein. Später gab man dem Gelde einen gleichen Namen wie dem Gewichte, in dem es ausgeprägt wurde oder bezeichnete es nach dem Umfange oder der Größe der Münzstücke oder nach den Städten und Fürsten, welche es prägten oder deren Bildnisse und Wappen es trug. — Es sei nur daran erinnert, daß zwei im großen Maße verwendete Geldsorten der Gegenwart ihren Ursprung Oesterreich verdanken — der Kreuzer und der Thaler. Die mit einem Kreuze geprägten Kreuzer sind eine Schöpfung des Landes der Glaubens-einheit; man findet sie in Tirol schon vom 13. Jahrhundert an. Der Thaler empfing seine Benennung in Joachimsthal. Bis Anfang des 16. Jahrhunderts circulirten größere Silberstücke nur unter dem Namen Groschen (Gross). 1518 prägte Graf Schlick eine Silbermünze von gutem Gehalte und in großer Menge, die vielfach auswärts nachgehmt wurde. Um die Qualität derselben zu bezeichnen, nannte man sie Schlickenthaler oder Joachimsthaler.

Amerikanisches Zeitungswesen. „Eine Zeitung redigiren,“ sagt ein amerikanisches Blatt, „ist wirklich nichts Angenehmes. Wenn wir einen Witz veröffentlichen, so sagen die Leute, daß es in unserem Dersitzbüchsen spukt. Wenn wir es nicht thun, so heißt es, wir sind trocken wie Schweinsleder. Publiziren wir Originales, so wirft man uns vor, wir brächten nicht genug Auswahl. Geben wir Auswahl, so lautet die Anklage, wir lebten vom Diebstahl und seien faul. Schreiben wir einem Manne einen „Puß“, so sind wir partiell ch. Wenn wir den Damen etwas Hübsches sagen, so werden die Männer eierüchtig. Bleiben wir in unserem Redaktionslokale, so sind wir zu stolz uns mit „der gewöhnlichen Herde“ abzugeben. Sieht man uns auf der Straße, so passen wir auf unser Gesicht auf. Tragen wir billige Kleidung, so geht unsere Zeitung nicht, tragen wir gute, so bleiben wir die Rechnung schuldig. — Was sollen wir nun eigentlich thun?“

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Das Reichsgesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes vom 27. Mai 1896**, gemeinverständlich, insbesondere für den Handels- und Gewerbestand, erläutert von Christiani, Amtsgerichtsrath. Berlin, Verlag von Franz Vahlen. Preis 80 Pf. Das schon am kommenden 1. Juli in Kraft tretende Gesetz, welches den unlauteren Wettbewerb im Handel und Wandel unterdrücken will, ist ein für den gesamten Handels- und Gewerbestand überaus wichtiges und es ist für jeden Geschäftstreibenden nöthig, daß er sich rechtzeitig über den Inhalt des Gesetzes unterrichtet. Der Verfasser bietet in dem Werkchen allen Betheiligten eine allgemein verständliche Auslegung der künftig geltenden gesetzlichen Bestimmungen und zugleich einen Ueberblick über die bei der Beratung des Gesetzes im Reichstage zu Tage getretenen, oft sehr abweichenden Ansichten über die Nothwendigkeit und Durchführbarkeit der betreffenden Bestimmungen. Die Erläuterungen sind durchweg so gehalten, daß jeder Laie sich aus ihnen Rathsch erbolen und sein Handeln so einrichten kann, daß er nicht Gefahr läuft, von Konsumenten in Prozesse verwickelt zu werden oder gar einer gerichtlichen Bestrafung sich auszuweihen. Der Preis der Schrift ist mit Rücksicht auf den Zweck so niedrig gestellt, daß die Anschaffung auch dem kleinsten Geschäftsmann möglich ist.

